



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkswirtschaftliches aus Rußland. Der russische Finanzminister hat mehrfach und zuletzt in dem das Budget für 1898 begleitenden Bericht hervorgehoben, wie das schnelle Steigen der Staatseinnahmen ein Kennzeichen und eine unmittelbare Folge der allgemeinen Besserung der wirtschaftlichen Zustände des russischen Reiches sei. Es ist unleugbar in der russischen Industrie ein Aufschwung eingetreten, der, von ausländischem Kapital und fremder Intelligenz genährt, dem Reich zu einer erwünschten Selbständigkeit auf vielen industriellen Gebieten und zu wachsenden Steuerquellen verholfen hat. Aber der Landbau ist bisher doch noch so vorwiegend der Nährboden des russischen Volkes, daß von seinem Wohlbefinden das Wohl und Wehe der Volksmasse und auch des Staatsfäckels abhängt. Eine schlechte Ernte, wie im verfloffenen Jahr, macht sich alsbald auch in Pöllen und Steuern fühlbar, und man hört schon Klagen über Abflauen des Marktes für manche Waren, was auf das Sinken der Kaufkraft hindeutet. Wenn das Budget eher ein Anwachsen als ein Zurückgehen der direkten landwirtschaftlichen Abgaben und Zahlungen in Aussicht nimmt, so kann man andrerseits auch die großen häuerlichen Steuerrückstände nicht außer acht lassen, die sich in vielen Gubernien des Reiches seit Jahren ansammeln und der wachsenden Verschuldung des Großgrundbesitzes bei den Banken parallel gehen. Beide Erscheinungen sind seit Jahren andauernd und zeugen nicht eben von steigender Wohlfahrt. Daneben tauchen andre Symptome auf, die unzweideutig auf krankhafte Zustände in der Masse der Bevölkerung hinweisen.

Die „Rigische Rundschau“ entnimmt einer von dem Herrn Beschekodow veröffentlichten Untersuchung folgende Angaben, die sich auf Verhältnisse des fruchtbaren zentralen Guberniums Kaluga beziehen. Der Herr fand, daß in 1313 häuerlichen Wirtschaften mit einem Landeigen von 3 bis zu 12 Hektar und darüber die zur Ernährung jährlich übrig bleibende Kornmenge auf den Kopf der Esser 7,1 bis 8,2 Zentner betrug. Mit 2 bis 2 $\frac{1}{2}$ Pfund Brot nährte sich also wesentlich eine Bevölkerung, der animalische Stoffe fast gar nicht, Gemüse in sehr beschränktem Maße zu Gebote stehen. Es ist klar, daß bei solcher Nahrung auch die Arbeitskraft sehr gering ist und die Sterblichkeit von 26 bis zu 50 pro Mille im Jahre steigt. Es wird aber auch eine andre Erfahrung erklärlich, auf die das russische Blatt „Nedelja“ hinweist. Darnach macht sich bei den Rekruten immer stärker ein Rückgang an Körperkraft erkennbar: sie werden immer kleiner und schwächer. Es wird als Grund davon angeführt, daß der heutige russische Bauer um 30 Prozent weniger zu essen habe als die frühern Generationen. „Im Dorfe kommt zu Mittag die gekochte Kartoffel und in Wasser getauchtes Brot auf den Tisch; abends wieder Kartoffel; Gurken und Kohl sind selten . . .“; es werde als Luxus angesehen, wenn man an Feiertagen einen „Heringskopf“ erschwinge und davon eine Suppe kochte. Geschweige denn, daß man es zu Fleisch, Milch, Käse u. dgl. bringe. Über die Armut des russischen Bauern bringen die russischen Blätter seit lange herbe Klagen. Vor zwei Jahren berief sich die „Nowoje Wremja“ auf eine statistische Arbeit des Herrn Tschugrow, wonach die jährliche Ausgabe des russischen Bauern 55 Rubel auf den Kopf beträgt (N. W. 1896, Nr. 7506). Von solchem Lohn kann sich ein Mann freilich nicht ausreichend nähren, zumal in einem Lande, dessen Klima schon eine kräftige Kost verlangt.

Bei solcher elenden Nahrung in normalen Jahren muß ein Volk nicht nur geschwächt werden, sondern allmählich verhungern. Und wenn es die Mittel hätte, sich genügend mit Brot zu versehen, so dürfte auch in guten Erntejahren wenig Korn zur Ausfuhr übrig bleiben. Diese Ausfuhr ist also eine Folge nicht des Reichtums, sondern der Armut des Volkes. Man meint oft, der russische Bauer habe wenig zu essen, weil er zu viel trinke. Aber auch das ist nicht ganz richtig. Der Engländer z. B. vertrinkt weit mehr als der Russe, und wenn der russische Bauer genug zu essen hätte, so dürfte er sich den Branntwein, den er zu sich nimmt, ohne Schaden gönnen. Der russische Landbau ist eben in einer äußerst schlimmen Lage, woran der blühende Zustand der staatlichen Finanzen nichts ändert, woran er vielmehr zum Teil selbst schuld ist. Es ist ein böser Widerspruch, der darin liegt, daß hier der Minister von Erstarkung der Landwirtschaft und von blühenden Finanzen redet, und dort die durch Nahrungsmangel hervorgebrachte „physische Degeneration des russischen Volkes“ beklagt wird.

E. von der Brüggen

Idealistische Kaufleute. Wir haben wiederholt auf die Rationalökonomien proudhonistischer Richtung hingewiesen, die den Fehler des bestehenden wirtschaftlichen Zustands weder im privaten Kapital- und Grundbesitz, noch in der allzu-großen Ungleichheit der Einkommen, noch in der „anarchistischen“ Produktion, noch in der relativen Übervölkerung und dem Bodenmangel sehen, sondern in der ihrer Ansicht nach falschen Organisation des Handels, die eine Menge von Schmarozern schaffe und das Einkommen der übrigen Stände um 25 bis 50 Prozent verkürze. Wir haben bei solchen Gelegenheiten immer bemerkt, daß wir gegen solche einseitigen Auffassungen nichts einzuwenden hätten, wenn sie zu wirklichen Reformen in einem bestimmten Gebiet führten, und das thue ja diese Bewegung durch Förderung der Konsumvereine. Einer ihrer Vertreter nun, der Hamburger Kaufmann Mag Rieck, der vorm Jahre seine Gedanken über den Gegenstand in dem Buche: „Deutscher Kaiser und deutsches Volksvermögen“ ausgesprochen hat, veröffentlicht jetzt in demselben Verlage (Freund und Wittig in Leipzig) das Manuskript eines verstorbenen Freundes, der ebenfalls Kaufmann war: Der Handel auf altruistischer Grundlage von P. Bleicken. Bleicken ist entschiedener Gegner der Sozialdemokratie, obwohl er sie entschuldigt, und auch des Staatssozialismus, obwohl er, wie Rieck, die Hoffnung hegt, daß der Kaiser die von ihm geplante Reform fördern werde. Er hat einen förmlichen Plan ausgearbeitet, nach dem sich die Konsumenten allerorten als „Herren des Marktes“ organisieren, den Zwischenhandel durch Boykott totmachen und sich in einem Welt-syndikat zusammenschließen sollen, das sich in „vier Systeme“ gliedern würde: West- und Mitteleuropa, das britische Weltreich, Amerika, Rußland (mit einem Hafen am Weltmeer, etwa am persischen Golf, bemerkt er dazu). Das europäische System wird seinen Sitz natürlich in Hamburg haben, und Hamburg wird die Königin aller Weltsysteme sein. Bleicken legt die großartige Weltstellung dar, die Hamburg schon seit langem einnimmt, und erzählt, als er 1847 als Korrespondent eines großen Hauses in Hull gelebt habe, sei er von einem Lehrling gefragt worden, was größer sei, Hamburg oder Deutschland. Es gebe kein Land, kein Volk und keine Stadt, deren Namen in fremden Ländern und Weltteilen einen so guten Klang habe. „Und nichts ist begreiflicher als dies. Alle andern Völker haben als Kolonisatoren ihre Fahnen in das Blut der Völker getaucht, die sie auf die unmenschlichste Weise bekämpft, auf die empörendste Weise unterdrückt und aus-

gebeutet haben. An der Hamburger Flagge klebt kein Tropfen fremden Blutes, und die fremden Völker kennen den Hamburger Kaufmann nur als den friedlichen Vermittler neuer Genüsse und Bedürfnisse und ihrer Befriedigung. Das Deutsche Reich hat, indem es die Stellung Hamburgs im Weltverkehr gewissermaßen geerbt hat, eine große ruhmreiche Erbschaft angetreten, und man möge es im Reiche wohl beherzigen: die schwarz-weiß-rote Flagge hätte in den Weltverkehr nicht ehrenvoller und erfolgreicher eingeführt werden können als am Top des Hamburger Kauffahrers.“ Die Pläne des Verfassers und namentlich seine Absicht, den Altruismus zur Grundlage des Verkehrs zu machen, werden ja ziemlich allgemein für utopisch gehalten werden, aber sie verdienen immerhin Beachtung, denn der Kleinhandel sieht sich jetzt so wie so bedroht, und zwar nicht so sehr von den Konsumvereinen, als von den Riesenbazaren und Versandgeschäften, deren Gründer und Inhaber ihre Geschäfte nach nichts weniger als altruistischen Grundsätzen leiten, sodaß der Gedanke, ob nicht lieber Genossenschaften die Sache in die Hand nehmen sollten, der Erwägung schon wert ist.

Neue Gesetzentwürfe und das Studium des bürgerlichen Gesetzbuches. Der nationalliberale Reichstagsabgeordnete Pieschel hat in der Reichstags-sitzung vom 1. Februar 1898 angeregt, die Gerichte durch Beigabe von Assessoren zu entlasten, um so den Richtern das gründliche Studium des bürgerlichen Gesetzbuchs zu ermöglichen. Diese sachgemäße Anregung wird ein frommer Wunsch bleiben. Die Finanzminister der Einzelstaaten werden wohl ein Nein sprechen. Dringend zu wünschen wäre freilich ein derartiger Ausweg; denn die Dienstgeschäfte der Richter sind überall reichlich genug bemessen. Niemals stand der deutsche Richterstand vor einer größeren geistigen Aufgabe als jetzt in diesen Jahren drängender Gesetzgebung. Das bürgerliche Gesetzbuch, das neue Handelsgesetzbuch, die Grundbuch- und Subhastationsordnung, die umfangreiche Novelle zur Zivilprozessordnung und die Änderungen der Konkursordnung erfordern eine außerordentliche geistige Anspannung, wenn der Richter sie so beherrschen soll, daß er nicht am Worte kleben bleibt, sondern aus dem Geiste der Gesetze Recht sprechen kann. Allein damit ist die Reihe der neuen Gesetze noch nicht abgeschlossen. Ihnen reißen sich noch die landesrechtlichen Einführungs Gesetze mit ihrer Summe von Vollziehungsinstruktionen an. Nehmen wir z. B. Bayern mit seiner Rechtszerpflitterung und Anzahl von Partikularrechten. Hier wird das Einführungs Gesetz zum bürgerlichen Gesetzbuch nicht vor Frühjahr 1899 fertiggestellt werden können, und nach seinem Umfange selbst wird es ein kleines bürgerliches Gesetzbuch bilden. Wir wollen davon gar nicht reden, daß die Richter durch die Anschaffung der zugehörigen, für das Studium unerläßlichen Litteratur vermehrte Ausgaben haben. Die Gehalte der Richter sind in keinem deutschen Bundesstaat übermäßig hoch, in Baden und Bayern am niedrigsten. Was der Richterstand aber verlangen kann, das ist, daß ihm nach dem Jahre 1900 reichlich Muße gegeben werde zum vollständigen Einleben in die neuen Rechtsinstitutionen, die in der Judikatur erst ausgebaut werden müssen, und daß auf geraume Zeit, vielleicht zehn bis fünfzehn Jahre, nur die allernotwendigsten Gesetzentwürfe die Linie des Reichstags passieren. Es geht jetzt wieder die Rede von einem Reichsgesetz zur einheitlichen Regelung des Strafvollzugs und von einer Reform des Strafgesetzbuchs. Auch die erwähnte Reichstags-sitzung hat sich damit beschäftigt. Allein diese legislatorischen Arbeiten sind nicht eilig. Die im vergangenen Jahre erlassene Verordnung des Bundesrates stellt allgemeine Grundsätze für den Strafvollzug in den einzelnen Bundesstaaten auf und genügt fürs erste.

Die gesetzliche Regelung dieser Materie ist zudem nicht einfach; die verschiedenen Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten werden hierfür manche Schwierigkeiten bringen. Ebenso wenig eilt eine grundsätzliche Reform unsers Strafgesetzbuchs, das in der Hauptsache ein gutes, durchgearbeitetes Gesetz ist und auch jetzt noch den Anforderungen entspricht. Die von einer Anzahl von Kriminalisten geforderte Hinausschiebung der Strafmündigkeit von zwölf auf vierzehn Jahre kann in einer kurzen Novelle erledigt werden. Die Frage aber, ob gefährliche Körperverletzungen und deren wiederholte Begehung im Verhältnis zum Diebstahl nicht schärfer bestraft werden sollen, muß unsers Erachtens ebenso grundlegend erörtert werden, wie die Bestimmungen der sogenannten *lex Heinze*, die jetzt im Reichstag wieder ans Tageslicht gebracht ist. Der Rechtsverkehr wird sich, wie bisher, noch auf mehrere Jahre hinaus ohne die gesetzliche Regelung des Versicherungsrechts behelfen können. Die Überlastung des Reichsjustizamts wird ja hierin an und für sich einen kleinen Hemmschuh abgeben. Also Verschonung des Richterstands auf geraume Zeit mit neuen Gesetzen; das wird die beste Kautel für eine gute Rechtsprechung sein. Es sollte, wie in den Grenzboten einmal angeregt worden ist, ein Gesetz des Inhalts erlassen werden: neue Gesetze über zivil- und strafrechtliche Materien dürfen in den nächsten zehn Jahren nicht gemacht werden.

Heimatkunde. Ein glücklich gebildetes Wort für eine wichtige und schöne Sache! Denn von einem kleinen Punkte aus die Wirkungen der allgemeinen Geschichte zu verfolgen und wahrzunehmen, durch wieviel Fäden das Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt, hat nicht nur einen großen Reiz (wie mancher von uns hat wohl in jungen Jahren den Gedanken gehabt, er müsse einmal seines Dörfchens Geschichtschreiber werden!), es ist auch gut, wenn auf diese Art der Sinn für das Geschichtliche im Volke lebendig erhalten wird. Denn der Sinn ist da, und etwas Geschichte bietet schließlich jeder Ort. Die Belehrung kann also von jedem ausgehen, so verschieden die Art der Überlieferung ist. Direkt und örtlich angesehen, kann diese auch für größere Ortschaften ziemlich arm sein. Dann muß der Geschichtschreiber die Quellen der Staats- und Provinzialgeschichte durch Schlüsse in das bescheidnere Bett herüberleiten. Die Farben können nicht intim sein, aber trotzdem die Zeichnung deutlich genug, der Ort wird behandelt etwa wie das Beispiel zu einer Regel. So ist es in der wohlgegliederten und gutgeschriebnen Chronik der Stadt Schlieben, deren Verfasser, der dortige Amtsrichter R. Krieg, auch einen Verein für Heimatkunde des Kreises (Schweinitz) hat gründen helfen. Das Buch (Schlieben, M. Urban) entspricht mit seiner klaren Schilderung der dynastischen und rechtlichen Verhältnisse und mit der schlichten Erzählung der nicht gerade sehr mannigfaltigen Thatfachen (die Ermordung fünfundfünfzig französischer Soldaten durch einen russischen Transport am 20. August 1813 dürfte eine der merkwürdigsten sein) seiner nächsten Aufgabe sehr gut, und wir finden es natürlich, daß es am Orte seines Erscheinens gern aufgenommen worden ist. Die eingeschaltete Biographie eines Ortswohlthäters, Kreisphysikus Wagner (1775 bis 1856), ist auch für nicht einheimische Leser eine wertvolle Zugabe. — Viel mehr geschichtliche Überlieferung, insbesondere ein schon vor der Zeit des dreißigjährigen Kriegs beginnendes Kirchenbuch mit vielen höchst originellen Eintragungen bot das Dörfchen Oberspier bei Sondershausen mit seinen nur siebenhundert Einwohnern dem Verfasser des Büchleins: Oberspier, ein Dorfbild aus alter und neuer Zeit, Pfarrer D. Fleischhauer (Sondershausen, Druck von Cüpel). Es enthält viel mehr, als man hinter dem bescheidenen Titel erwarten wird, namentlich

aus der Zeit des dreißigjährigen und des siebenjährigen Kriegs, durch die beide der Ort entseßlich mitgenommen wurde. Sodann werden die wirtschaftlichen Verhältnisse sehr eingehend und bis auf alle einzelnen Zahlen genau, dabei aber höchst anschaulich dargelegt. Wir erfahren, wie die Befreiung der Bauern und die Einführung neuer Landwirtschaftsarten, die Ablösungen, der Obstbau, die Verkopplung, endlich der Anschluß an das Eisenbahnnetz auf den kleinen Ort gewirkt haben, und am Schluß zieht der Verfasser aus seinen Einzelheiten das Fazit für die hauptsächlichsten sozialen Fragen. Er findet Mehrung des Wohlstandes, bessere Lebenshaltung gegen früher und manchen Fortschritt im einzelnen zu verzeichnen. Die einfache, an Daten sehr vollständige Darstellung scheint uns geradezu musterhaft für solche kleinen Bilder der Heimatkunde zu sein. Was der Verfasser im Kleinen beobachtet und beurteilt hat, läßt sich leicht weiter ausdehnen und durch Übertragung und neue Anwendung nutzbar machen. Wir geben dafür eine Probe aus vielen, indem wir die allgemeine Bemerkung, die dem Verzeichnis der Ortsvereine vorausgeht, der Zustimmung unsrer Leser unterbreiten: „Eine Erscheinung, die wie keine andre den Wohlstand der Bewohner kennzeichnet, ist das Vereinsleben in der Gemeinde. Es muß ohne Zweifel ein Überschuß an materiellem Vermögen vorhanden sein, wenn die Einwohner Zeit und Geld darauf verwenden können, sich in Vereinen zusammenzuthun, um in das Einerlei ihres arbeitsreichen Daseins einige Abwechslung zu bringen und dem Leben eine freundlichere Seite abzugewinnen.“ Ganz wie anderwärts und überall, wo man über die Not der Zeit klagt.

Präpariren. Mein Nefse hatte bei mir französischen Unterricht. An einigen Duzend ihm bekannten Fremdwörtern hatte ich ihm die annähernd richtige französische Aussprache beigebracht — nein, sie ihm in das Gedächtnis zurückgerufen. Dann war das erste leichte Lesestück eines verbreiteten französischen Lehrbuchs gelesen worden, das nach den neuern Grundsätzen für den Unterricht in fremden Sprachen bearbeitet ist. Ich ließ den Schüler darin Wörter auffuchen, die er kannte, ließ einige andre aus der Ähnlichkeit mit lateinischen und deutschen Wörtern erschließen, ließ leichtere Formwörter schlechtweg raten und gab schließlich von Satz zu Satz die Wörter und Ausdrücke an, die er nicht wissen, noch erschließen und erraten konnte. Dann ging das zusammenhängende Übersetzen der Geschichte vor sich usw. So waren einige Lektionen erledigt, als wir eines Tages einen Hospitanten bekamen. Ein anderer Nefse, der Quintaner Walter von dem Gymnasium zu S., in dessen Quarta Otto eintreten sollte, verlebte seine Ferien bei uns.

Er war ein schwächliches Kerlchen, stark war entschieden die Brille, die er trug. Er hatte in seinem Wesen eine stetige Unruhe, in seinem Gesichtchen zuckte es jetzt hier, jetzt da — nach meiner Ansicht ein echter „Überbürdeter.“ Walter hatte dem Unterricht eine Zeit lang zugehört. Endlich machte er die schüchterne Bemerkung: Onkel, die Vokabeln zu den Erzählungen stehen hinten. Ich erwiderte: Ganz recht, aber ich weiß sie ja so. Und er darauf: Ja, aber Otto sollte eigentlich präpariren. Ihr also, ihr präparirt, forschte ich nun aus dem Repräsentanten der Quinta heraus, ihr lernt die Wörter vor der Geschichte auswendig, müßt sie wohl gar aufschreiben? Euer Lehrer hört sie ab? Wer nicht gut präparirt hat, schneidet schlecht ab, hat eine Strafarbeit zu erwarten und vielleicht eine schlechte Benjur im Fleiß? Walter bestätigte im allgemeinen diese meine Ansichten vom Wesen des Präparirens, worauf ich mit einer Frage, auf die ich nichts weiter als

ein verwundertes Gesicht erwartete, das Zwischengespräch beendete: Wenn in der französischen Stunde euer französischer Lehrer zugegen ist, warum sagt er euch dann beim Lesen die Wörter nicht, die euch unbekannt sind, und verwendet eure Zeit statt auf den Inhalt der Geschichte auf den Inhalt des Vokabulariums? Walter konnte und durfte nicht antworten, denn das Präpariren ist eine Einrichtung der Lehrer und nicht der Schüler, und die Frage gilt also jenen: Warum laßt ihr eure Schüler präpariren?

Habe ich recht, wenn ich sage: Eine hübsche Erzählung — erst recht, wenn sie ein Teil eines interessanten Ganzen ist — ist ein lebendiger Baum für unsre Jungen, ein Baum, der sich bewegt, der farbige Blüten hat, Duft und Früchte giebt, und der seinen wenn auch kleinen Teil zur Landschaft, zu einem Gesamtbild beiträgt? Und habe ich ferner recht, wenn ich sage: Die Vokabeln der Erzählung aber sind ein staubiges Gemengel von Klößen; Splintern, Wurzeln und Rindenstücken und dünnen Blättern, in einem Spreukorb, genannt Vokabularium, den Schülern dargeboten, damit sie mit solch leb- und blutlosem Wust ihr Gedächtnis gewaltsam anfüllen? Man denke nicht an ein Mosaikbild! Denn die Vokabeln, noch so scharfsinnig zusammengesetzt, geben die Geschichte nicht, und wem sollte es einfallen, sie beim Einpauken irgendwie sünngemäß zu verbinden?

Von den zu erwartenden Rechtfertigungsgründen für den Gebrauch des Präparirens will ich zuerst den beleuchten: die Geschichte wird leichter erfaßt, fließender übersetzt, wenn die Schüler die darin neu vorkommenden Wörter vorher gelernt haben. Ich sage: Ganz im Gegenteil! Lernt der Schüler das fremde Wort mit dem danebenstehenden deutschen vorher, so ist es in sehr vielen Fällen nicht nur wahrscheinlicher, sondern gewiß, daß sich mit dem äußerlichen hör- und sichtbaren Wortbilde ein verschwommener, ein schiefer, ja geradezu ein falscher Begriff verbindet, während in der Geschichte selbst ein lebhafter, deutlicher und richtiger Begriff damit verschmilzt. Wer nun eine Ahnung davon hat, wieviel für das geistige Leben, die innere Aktivität, von lebhaften, deutlichen und richtigen Anschauungen abhängt, der wird zugeben, daß eine unverantwortliche Verödung der geistigen Frische die endliche Folge des reichlichen Lernens unverständner Dinge sein muß. Ganz anders ist es mit der „Vokabel a posteriori,“ sie hat ihren richtigen Inhalt, ihr Gepräge, ein nachträgliches Einprägen in das Gedächtnis wäre nicht so bedenklich — aber vielleicht unnötig, denn da die Erzählung wohl öfter gelesen, abgefragt, vielleicht auch noch eingepägt und sicher es in darauf folgenden Übersetzungsbeispielen angewandt wird, so muß sie ja schließlich feststehen; und was könnte es vorteilhafteres und leichteres geben, als die Vokabel in dem Zusammenhange zu befestigen, in dem sie Leben, Blut, eine Funktion, einen Zweck hat! Kommt eine aber gar zu selten vor, sodaß sie durch den Gebrauch nicht im Gedächtnis befestigt wird, so ist sie nicht würdig der geistigen Kraft, die auf sie verwandt werden soll, noch auch des Platzes, den sie in dem engen Bewußtsein als immer bereit beansprucht. Und wozu haben die Schüler alphabetische Wörterverzeichnisse? Bleiben aber häufig angewandte Vokabeln nicht „feststehen,“ so liegt wohl die Frage nahe, ob der Schüler sich nicht eher für ein Handwerk eignete, als für gelehrte Studien.

Ein zweiter Grund für das Präpariren und ähnliche Eigentümlichkeiten des höheren Unterrichts liegt in folgendem Gedankengange: Das oberste Ziel des Unterrichts ist Charakterbildung, und dazu ist eine Schulung des Willens durch eine regelmäßig wiederkehrende Aufgabe unentbehrlich — eine regelmäßige Aufgabe, deren nüchternen Ernst der Schüler immerhin fühlen möge. Das klingt so pädagogisch, daß man kaum zu sagen wagt, wie falsch diese Meinung über Willens-

Bildung ist. Und leider ist sie weit verbreitet! Man rechnet in der Regel bei der Erziehung mit dem Willen als mit einer Größe, die stets vorhanden sei und sich nur sträflicherweise manchmal nicht zeigen wolle oder auch in eine verkehrte Richtung verrannt sei. Und man hätte doch alle Ursache, gerade bei der Willensbildung, dieser wichtigen Angelegenheit, anzunehmen, daß wohl auch hier nichts ohne zureichenden Grund da sein werde, daß ein Wille aufgebaut werden könne und müsse nicht anders als auf seinen psychologisch natürlichen Voraussetzungen, und daß also ein Wille nicht einfach kommandiert oder angeordnet werde. Wo sich auf Kommando ein Wille bethätigt, ist dies allemal der des Kommandirenden, während der Kommandierte vielleicht gar keinen hat oder ihn unterdrücken muß. Es war ein guter, wohlmeinender Landlehrer, der seiner „Schulordnung“ für die Schüler den Satz einverleibte: Liebe das Gute, hasse das Böse! Hätte er nicht ebenso gut setzen dürfen „Habe einen moralischen Charakter“ —? Es sind ebenso wohlmeinende Mahnungen: Sei fromm, sei gläubig, sei tapfer, sei ehrlich! Als ob wir mit unserm Willen unsern religiösen und moralischen Zustand in Händen hätten und nicht vielmehr umgekehrt unser Wille bedingungslos von unserm religiösen und moralischen Zustand abhängt!

Es ist also die Frage, ob in der Erziehung solche innere Zustände, wie sie erwünscht sind, bereitet werden können. Und diese Frage muß allerdings bejaht werden. Auf den einzuschlagenden Weg weist uns folgende Betrachtung. Brechen wir in Gedanken von einer durchgeführten Handlung das äußere wahrnehmbar gewordene Endglied, die Ausführung, ab, so stoßen wir auf den Willen als zweites Glied und weiter zurück auf das Interesse. Bei keiner Handlung, die frei von Zwang geschah, kann dieser Seelenzustand, eben das Interesse, gefehlt haben. In einer Richtung, in der ein Interesse nicht liegt, kann es keinen Willen, keine Taten geben. Wer also einen Charakter, einen Willen will, der pflege ein Interesse. Und so treten wir aus dem Gebiet theoretischer Erörterungen mit der Frage, wie man das Interesse wecken und pflegen könne, wieder auf das Gebiet praktischer Bethätigung, von dem wir ausgegangen waren. Interessiert bin ich in dreifacher Weise, erstens, indem mein materielles Wohl und Wehe mit einer Sache verknüpft ist, zweitens indem der Schatz meines Wissens, mein geistiger Besitz, zur Erledigung der Angelegenheit erfordert wird, und drittens, indem man meine geistigen Kräfte dazu in Anspruch nimmt. Dem Interesse als einer höchst schätzenswerten Zugkraft steht der Druck gegenüber, den die Schule ohne und mit Willen ausübt, um den Schüler mechanisch durch Ausübung von Zwang in Bewegung zu setzen. Wie sich die Weckung und Pflege des Interesses in der Praxis gestaltet, konnte an diesem Ort nur angedeutet werden. Man wird es nicht leicht besser aus-einandergesetzt finden als in D. Willmanns Vorträgen „über die Hebung der geistigen Thätigkeit durch den Unterricht.“ In der Erweckung und Erhaltung des Interesses liegt der Erfolg des Unterrichts; im Interesse liegt das Paradies einer glücklichen, lebens- und strebensvollen Jugend.

K.

M. S.

Arm, aber —. Bonaventura, der berühmte Mystiker, war — so las ich kürzlich in der „Theologischen Realencyklopädie“ — der Sohn armer, aber frommer Eltern. Das ist eine von den Gedankenlosigkeit, womit das Wörtchen arm mißhandelt wird. Noch schlimmer ist freilich die: arm, aber ehrlich. Diese Redensart ist uns von Jugend auf so geläufig, daß wir gar nicht mehr erröten, sie zu gebrauchen; wahrscheinlich kennen wir sie schon aus der Fabel und aus dem Schullesebuch. Fühlt man gar nicht, was in diesem beschränkenden Bindewort „aber“

mit dem verschwiegnen „obgleich“ liegt? Ist bei der Armut die Unehrllichkeit vorauszusetzen oder doch zu vermuten? Mancher ist doch deshalb arm, weil er ehrlich ist, weil er nicht mit dem Ärmel das Zuchthaus streifen wollte, weil er es verschmähte, seines Nächsten Geld und Gut mit einem Schein des Rechts an sich zu bringen, wie sein reicher Nachbar (oder dessen Vater oder Schwiegervater), der vielleicht nicht selber den Leuten das Geld aus der Tasche zog, aber es durch andre Hände besorgen ließ und dabei nicht nur ein „ehrllicher,“ sondern sogar ein angesehenener Mann geblieben ist. Welche Verwirrung der Begriffe also! Was für ein Geschrei würde entstehen, wenn jemand sagen wollte: reich, aber ehrlich! Und doch wäre das nach dem Worte Jesu vom ungerechten Mammon viel berechtigter. Nun wollen wir uns freilich hüten, Christi Worte selber gedankenlos zu gebrauchen und etwa dieses vom „ungerechten Mammon“ zu national-ökonomischen Zwecken zu mißbrauchen oder jeden Reichen für einen schlechten Menschen anzusehen; auch die Worte Christi sollen mit Verstand aufgefaßt und angewandt werden (obgleich es seltsam ist, daß manche Leute, die im übrigen sehr streng in der Bibelauslegung sind, gerade bei den Worten Jesu über den Reichtum erklärte Feinde jeder Buchstabenknechtschaft werden und sich einer höchst liberalen Auffassung befleißigen!). Soviel aber muß uns jener Ausdruck Jesu lehren, daß die Redensart „arm, aber ehrlich“ eine unverantwortliche Gedankenlosigkeit ist.

E. Br.



Litteratur

Zur englischen Wirtschaftsgeschichte. Da die Grenzboten öfters Abschnitte der englischen Wirtschaftsgeschichte beleuchtet haben, so wollen wir nicht verfehlen, auf das 283. Heft der von Virchow herausgegebenen gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträge (Hamburger Verlagsanstalt, vormalig J. F. Richter) aufmerksam zu machen. Es enthält die Englische Wirtschaftsentwicklung im Mittelalter mit Berücksichtigung der deutschen Verhältnisse, dargestellt von Dr. Georg Grupp, und bietet eine gute, kurzgefaßte Zusammenfassung der Hauptergebnisse der Forschungen von Rogers und Ashley, ergänzt durch andre englische und deutsche Werke, namentlich das von Schanz über Englands Handelspolitik. Die deutschen Verhältnisse in den Kreis der Betrachtung zu ziehen war der Verfasser, der eine gute Kulturgeschichte des Mittelalters geschrieben hat, durchaus befähigt.

Felice Ramorinos Cornelio Tacito nella storia della coltura (Mailand, Verlag von Ulrico Höpli) ist eine überaus interessante Darstellung der Geltung, in der Tacitus in Altertum, Mittelalter und Neuzeit gestanden hat, sowie der Einwirkung seiner Lektüre auf die politischen und moralischen Anschauungen der Zeiten. Höchst bezeichnend, wenn auch manchmal von unfreiwilliger Komik, sind die Urteile des ersten Napoleon über den Feind der Cäsaren, wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß Napoleon mit großem Scharfsinne die Eigenschaft des Tacitus als eines Parteischriftstellers richtig erkannt hat.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig